

BARMER GEK Zahnreport 2014

„Zahnkarrieren“ über drei Jahre ausgewertet – Der Westen hat Nachholbedarf bei der Zahnvorsorge.

■ (BARMER GEK) – Bei der Zahnvorsorge gibt es ein deutliches Ost-West-Gefälle. Das geht aus dem aktuellen BARMER GEK Zahnreport hervor, der Anfang Mai 2014 in Berlin vorgestellt wurde. Während in Westdeutschland die Teilnahmeraten zwischen 43,9 Prozent in Bremen und 56,5 Prozent in Bayern schwanken, pendeln die Werte in den neuen Ländern um die 60-Prozent-Marke. Lediglich Mecklenburg-Vorpommern fällt mit 55,8 Prozent etwas ab. „Eine Ursache dafür könnte eine Langzeitwirkung der frühkindlichen Sozialisation in den Kindertagesstätten und den Horten der ehemaligen DDR sein“, sagte Dr. Rolf-Ulrich Schlenker, stellvertretender Vorstandsvorsitzender der BARMER GEK, bei der Vorstellung des Reports. Insgesamt beanspruchte nur jeder zweite Bundesbürger im Jahr 2012 Prophylaxeleistungen.

Dieser Trend zeigt sich neben der Prophylaxe auch in Diagnostik und Behandlung. Laut Report haben rund 75 Prozent der ostdeutschen Bundes-

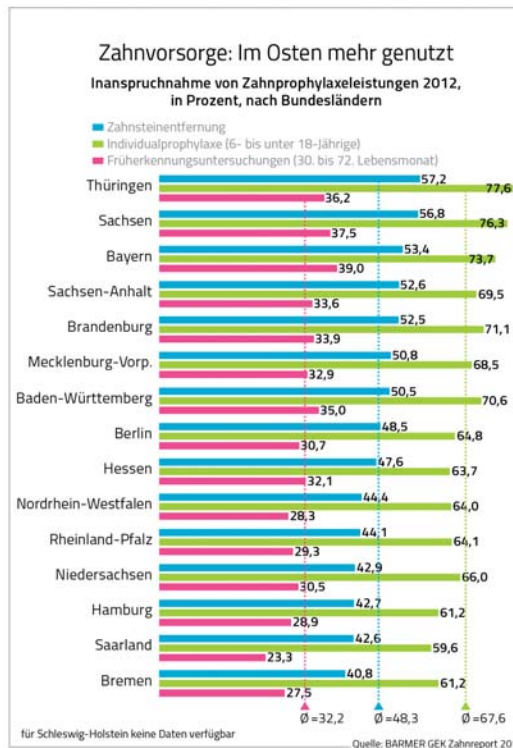
bürger mindestens einmal jährlich einen Zahnarzt aufgesucht, in Westdeutschland waren es nur 68,9 Prozent.

Frauen gehen häufiger zum Zahnarzt

Auch zwischen den Geschlechtern gibt es deutliche Unterschiede. 2012 gingen 74,2 Prozent der Frauen zum Zahnarzt, aber nur 66,4 Prozent der Männer. Vor allem junge Männer scheuen offenbar den Besuch beim Zahnarzt. Ab dem 80. Lebensjahr gehen Männer häufiger zum Zahnarzt als Frauen.

Wurzelbehandlungen sind besser als ihr Ruf

Im Jahr 2012 wurde bei insgesamt 6,1 Prozent der Versicherten eine Wurzelbehandlung durchgeführt. „Diese Behandlungsmethode stellt einen wirksamen Eingriff dar, durch den in vielen Fällen Zahnverlust mit kostspieligen Folgebehandlungen vermieden wer-



den kann“, kommentierte Professor Michael Walter das Schwerpunktthema des diesjährigen Zahnreports. Walter ist Direktor der Poliklinik für

Zahnärztliche Prothetik des Universitätsklinikums Carl Gustav Carus an der TU Dresden und zeichnet erstmals für die zahnmedizinischen Aussagen des Reports verantwortlich. Die Datenanalysen steuerte das in Berlin ansässige wissenschaftliche Beratungsunternehmen AGENON bei.

Der Anfang Mai 2014 vorgestellte Zahnreport wertet „Zahnkarrieren“ über drei Jahre aus. Derartige Längsschnittbetrachtungen stellen in dieser Größenordnung in der Versorgungsforschung ein Novum dar. 84 Prozent der Zähne mussten nach einer Wurzelbehandlung nicht erneut behandelt werden. Die Backenzähne (85 bis 86 Prozent) haben sogar eine niedrigere Rate von Folgebehandlungen als Frontzähne (82 Prozent). „Wurzelbehandlungen

weisen in einem früheren Stadium der Erkrankung eine höhere Erfolgswahrscheinlichkeit auf“, betonte Walter. Es müssen also nach einer Wurzelbehandlung nur selten Zähne erneut behandelt, also zum Beispiel gezogen werden. Den Ergebnissen des Reports zufolge wird nach drei Jahren nur etwa jeder neunte wurzelbehandelte Zahn entfernt. Auch hier lohnt sich also eine rechtzeitige Behandlung.

Seit dem 1. Januar 2004 gibt es jedoch bei den Wurzelbehandlungen an den Backenzähnen Indikationsbeschränkungen. Die Behandlung ist nach den Richtlinien nur angezeigt, wenn zum Beispiel eine geschlossene Zahnreihe erhalten werden kann. Da in unserem Zahnreport festgestellt wird, dass gerade die Wurzelbehandlung der Backenzähne durchaus erfolgreich im Sinne der Zahnerhaltung ist, müsse die insoweit restriktive Fassung der Richtlinie durch den Gemeinsamen Bundesausschuss überprüft werden, so Schlenker. ◀◀

Studie: Diagnose „Depression“ oft zu pauschal

Wissenschaftler des Forschungszentrums „Languages of Emotion“ zeigen die Relevanz von individuellen Symptombefunden für eine erfolgreiche Behandlung von Depressionen.



■ (Freie Universität Berlin) – Allgemeine Depressionsbefunde verschleiern einer Studie von Wissenschaftlern der Freien Universität Berlin und der Arizona State University zufolge häufig relevante symptomatische Unterschiede von Patienten mit Depressionen und können eine angemessene Therapie verhindern.

Der klinische Psychologe Dr. Eiko Fried vom Exzellenzcluster Languages of Emotion der Freien Universität wertete gemeinsam mit Prof. Randolph Nesse die Daten von mehr als 3.700 ambulanten depressiven Patienten aus. Die Wissenschaftler wiesen nach, dass bestimmte Symptome einer Depression, etwa Trauer und Konzentrationschwierigkeiten, besonders stark mit sogenannten psychosozialen Beeinträchtigungen einhergehen. Das habe zur Folge, dass die Diagnose „Depression“ zu allgemein sein kann, um eine

Behandlung zu gewährleisten, die effektiv ist und dem symptomatischen Zustand des Patienten entspricht. Die Studie trägt den Titel „The Impact of Individual Depressive Symptoms on Impairment of Psychosocial Functioning“ („Die Auswirkung von individuellen depressiven Symptomen auf die Beeinträchtigung psychosozialen Verhaltens“) und wurde in der Fachzeitschrift PLOS ONE veröffentlicht.

Den Erkenntnissen zugrunde liegen Daten von 3.703 depressiven ambulanten Patienten aus den USA, die für eine Studie des US-amerikanischen „National Institute of Mental Health“ (NIMH) erhoben wurden. „Unsere Studie basiert auf einer großen Anzahl depressiver Patienten aller Altersklassen und sozialen Schichten. Dies ist gerade bei klinischen Studien selten der Fall, da häufig nur stark vorausgewählte Personengruppen teilnehmen können“, sagt

Psychopathologe Eiko Fried. „Ein weiterer Vorteil ist, dass die untersuchten Patienten bei Erhebung der Daten nicht unter dem Einfluss von Antidepressiva standen. Die Ergebnisse sind daher auch auf Europa bzw. Deutschland übertragbar, da keine Unterschiede in der Medikamentenverfügbarkeit und -einnahme bestanden haben.“

Die Forscher Fried und Nesse analysierten, wie stark 14 verschiedene Depressionssymptome das psychosoziale Verhalten der Patienten beeinträchtigen. Dabei stellten die Wissenschaftler Varianzunterschiede bei den Beeinträchtigungen durch einzelne Symptome von 0,7 Prozent (Schläfrigkeit) über 13,1 Prozent (Interesselosigkeit) bis hin zu 20,9 Prozent (Traurigkeit) fest. Die Forscher zeigen ebenfalls, dass manche Symptome besonders starken negativen Einfluss auf bestimmte psychosoziale Verhaltensfelder haben, beispielsweise Interessensverlust in Bezug auf soziale Aktivitäten und Selbstvorwürfe mit Blick auf das Verhalten in Beziehungen. Über alle Verhaltensfelder hinweg hatten die Symptome Traurigkeit und Konzentrationsprobleme den stärksten allgemeinen negativen Effekt. ◀◀

Originalveröffentlichung: Fried EI, Nesse RM (2014): The Impact of Individual Depressive Symptoms on Impairment of Psychosocial Functioning. PLOS ONE 9(2): e90311. doi:10.1371/journal.pone.0090311

Säure im Mund mit Käse oder Milch neutralisieren

Ein großer Schluck Milch oder etwas Käse hilft dabei, Zahnschäden durch säurereiche Getränke vorzubeugen.

■ (dpa) – Auch eine größere Menge Wasser oder Zahnpflegekaugummi im Anschluss sind wirksam, um größere Säuremengen im Mund schnell zu verdünnen.

Darauf weist Prof. Dr. Stefan Zimmer von der Informationsstelle für Kariesprophylaxe hin. Die Säuren z.B. in Fruchtsäften, Limonaden, Sport- oder Energydrinks können den Zahnschmelz aufweichen. Wer anschließend noch harte Lebensmittel kaut oder seine Zähne mit viel Kraft und Zahnpasta reinigt, schmirgele den wei-

chen Zahnschmelz ab, warnt der Lehrstuhlinhaber für Zahnerhaltung und Präventive Zahnmedizin an der Universität Witten/Herdecke. Die Schäden könnten im Laufe der Zeit auch auf das unter dem Zahnschmelz liegende Zahnbein (Dentin) übergreifen.

Besonders schädlich wirke sich das wiederholte, über eine längere Zeit verteilte Nippen an säurereichen Flüssigkeiten aus. Der Genuss einer größeren Menge auf einmal schade weniger. Am besten für die Zähne sind allerdings die kalorien- und säurefreien Getränke Wasser und ungesüßter Kräutertee.

Wie schädlich ein Getränk mit Säure ist, hängt Zimmer zufolge zum einen vom pH-Wert ab. Liegt er wie etwa bei Frucht- und Multivitaminsaft unter 4, seien bei häufigem Genuss deutlich abgeschliffene Stellen erkennbar. Zum anderen spiele die Art der Säure eine Rolle: Zitronensäure bspw. wirke stärker als Phosphorsäure. Ist dem Getränk Kalzium zugesetzt, wie es oft bei Orangensaft der Fall ist, schade die enthaltene Säure weniger. Denn Kalzium stärkt die Festigkeit der Zähne. ◀◀

